SPIEGEL-Gespräch mit dem Münchner Archäologen Raimund Wünsche über Götterfurcht und Tempelbaukunst der alten Griechen

„DU MUSST STIERE OPFERN“

HIMMLISCHE FREUDEN
Im dichtbevölkerten Reich der Götter und Dämonen spielten erotische Begehrlichkeiten eine Hauptrolle – diese Darstellung einer Gruppensex-Szene unter Satyrn und Mänaden auf einer Berliner Vase ist kein Einzelfall.

SPIEGEL: Herr Professor Wünsche, von den griechischen Göttern hat jeder schon einmal gehört. Aber woher kamen sie überhaupt?

Wünsche: Genau weiß man es nicht. Es gibt bloß den berühmten Satz des Historikers Herodot, Homer und Hesiod hätten den Griechen ihre Götter gegeben. Das heißt nicht, dass vorher keine da waren. Aber zumindest die Namen, vielleicht auch ihre Funktionen, wie wir sie heute kennen, stammen – und das ist schon etwas Besonderes – von den beiden großen Dichtern.

SPIEGEL: Hat nicht schon der Naturphilosoph Thales erklärt, Götter seien überall? So sollen sich doch fast rings um die Welt dämonische Mächte zu Göttern kristallisiert haben.

Wünsche: Es ist sicher am wahrscheinlichsten, dass Naturvorgänge am Anfang standen, aber darüber können wir nur spekulieren. Gewiss: Zeus sammelt die Wolken, und Poseidon regiert den Ozean. Viel eigenartiger ist, dass schon in der Frühzeit die Götter mit allen menschlichen Eigenschaften auftreten. Unsterblich sind sie und fast alle ewig jung und schön. Zudem stellen sie die zweite oder gar dritte Generation dar: Kronos entmannt seinen Vater Uranos, sein Sohn Zeus kommt nur durch List mit dem Leben davon …

SPIEGEL: … und putscht sich dann auf den Thron des Weltherrschers.

Wünsche: Allerdings. Solche Ursprungsgeschichten, auch die von der Erdmutter Gaia oder dem Chaos, bewahren natürlich die Frühphasen der Religion. Die Olympier sind das bessere Geschlecht, sie sind ein Fortschritt, wie man sich auch die Gesellschaft dazu fortgeschritten denken muss.

SPIEGEL: Wäre der Olymp ohne Vorbilder, besonders aus dem Osten, denkbar?

Wünsche: Kaum. Der Blick an den Sternenhimmel war sicher aus Mesopotamien vorgeprägt, und auch sonst gab es reichlich Götter-Parallelen im Osten. Nur die Namen haben halt gewechselt.

SPIEGEL: Neben Aphrodite, der Liebesgöttin, ist wohl der wichtigste Gott, der aus der Ferne stammt, Dionysos. Seltsamerweise bleibt er trotz aller Wein-Freude auch immer ein kommender, fremder Gott – warum?

Wünsche: Er musste es bleiben: Im Gegensatz zu Apollon und dessen Ordnung repräsentierte Dionysos mit seinen Begleiterinnen, den Mänaden, das manische, die Grenzen der Gesellschaft und der Sittlichkeit sprengende Prinzip, das man sicher ganz bewusst dem Osten zugeordnet hat. Wir haben hier in München auf einer Trinkschale die wohl berühmteste Darstellung, wie Dionysos übers Meer kommt und den Wein bringt. Daran erkennt man, dass die Macht des Dionysos gar nicht negativ besetzt ist: Berauschung bis zur Raserei, bis zu wilden, gewaltsamen

Das Gespräch führte Redakteur Johannes Saltzwedel.

DANIEL / INTERFOTO

Die griechischen Tempel im unteritalienischen Paestum gehören zu den besterhaltenen Kultbauten der hellenischen Antike.

Satyr-Ausschweifungen war ein Teil des Lebens. Die Mänaden würde man heute vielleicht hysterisch nennen, aber damals findet eben mehr statt als simple Psychologisierung: Dank des Weins war man dem Gott nahe, entdeckte neue Bewusstseinsebenen in sich – ein großartiges Bild, ganz anders als im Christentum.

SPIEGEL: Sie sagen: Bild. Aber Dionysos und andere Götter wurden doch nicht planvoll-willentlich erfunden? Oder entstand die Personifikation als religionspolitische Tat?

Wünsche: Nein. Im großen Unterschied zu unseren Schriftreligionen ist die griechische dichterisch. Ein poetisches, künstlerisches Bild bleibt für viele und immer neue Deutungen offen; kein Dogmatiker konnte da die Wahrheit gepachtet haben, kein Priester legte die Glaubenslinie fest. Die Götter zeigten sich sehr menschenähnlich, aber sie waren auch fern und froh und schön und brauchten die Menschen letztlich nicht. Umso interessanter, dass sie sich früher oft mit ihnen vermischten: Heroen wie Herakles oder Achill sind ja Halbgötter. Der Trojanische Krieg als große, endgültige Vernichtung der Helden bildet eine historische Grenze; danach blieben die Olympier unter sich. Natürlich versuchte man weiter, Heroenlegenden aufzubauen; im Hellenismus behauptet fast jeder Sportler, seine Mutter sei heimlich von Hermes geschwängert worden. Solche Heldengeschichten, auch die alten, blieben aber ortsgebunden …

SPIEGEL: … ähnlich wie bei katholischen Heiligen.

Wünsche: Ja – obwohl selbst ein Übeltäter als Heros verehrt werden konnte, solange er nur Staunenswertes, Gewaltiges vollbracht hatte.

SPIEGEL: Was überwog denn: Götterfurcht oder Götteralltag?

Wünsche: In der Frühzeit, auch noch im siebten Jahrhundert vor Christus, regierte die Ehrfurcht. Mit dem Auftreten der ersten Philosophen änderte sich das, da hieß es beispielsweise plötzlich: Die Sonne ist doch bloß ein glühender Stein; die Dichter, die einen Helios daraus machen wollen, sind schlicht Lügner. Den Ritus konnten solche Sprüche aber nicht erschüttern, die Polis brauchte ihn ja. In der Polis kam es auf göttliche Gesetze an, auf Beistand für die Gemeinschaft. Die Götter sollen auf unserer Seite sein – dafür opferte man vor dem Kampf, versprach den Zehnten und vieles mehr. Zur Seeschlacht bei Salamis haben die Griechen sogar die alten Heroenbilder von Telamon und Aias, also trojanische Helden, aus Ägina herbeigeholt und auf die Schiffe geladen, damit sie am Kampf teilnahmen.

SPIEGEL: Das grenzt ja an Totemismus – wo bleibt die religiöse Andacht?

Wünsche: Sie war im Grunde unmöglich; man konnte den Göttern seelisch nicht nahekommen. Uns christlich geprägten Abendländern erscheint dieser Zustand sehr unvergeistigt. Aber für die Griechen, die ja auch etwa kein Mönchtum kannten, war es die Normalität. Religion bildete einen abgeschlossenen Bereich des Lebens. Wie man die Eltern ehrt, muss man auch die Götter ehren, so befahl es der Nomos, das Gesetz. Asebeia, Gottlosigkeit, also etwa das Überschreiten einer heiligen Mauer, war ein gesellschaftlicher Frevel, genauso strafbar wie Diebstahl oder Mord. Das Heilige überhöhte und erweiterte also die Lebensordnung – von Spiritualität war nicht die Rede.

Raimund Wünsche

leitet seit 1994 die Münchner Antikensammlungen. Der 63-jährige Archäologieprofessor und Experte für den Aphaia-Tempel auf der Insel Ägina hat in mehreren erfolgreichen Ausstellungen die griechische Kunst und Religion auch Nichtfachleuten zugänglich gemacht.

B. STEINHILBER / BILDERBERG (O.); WOLFGANG MARIA WEBER

SPIEGEL: Aber gebetet haben die Griechen doch?
Wünsche: Natürlich. Man stellte sich mit offenen Armen hin und rief den Gott um Hilfe an. Meistens opferte oder weihte man dem Gott etwas.
SPIEGEL: Wie konnte man Wesen verehren, die einander – laut den Dichtern – Streiche spielen und betrügen? Was ist das für ein Kriegsgott, der mit Aphrodite, der Ehefrau des Hephaistos, im Bett überrascht wird?

BLUTZOLL FÜR DEN HIMMEL
Antike Opfer waren Schlachtungen und Schlemmerei gleichermaßen: Den Göttern blieben nur wenige, wichtige Körperbestandteile und der Rauch der Verbrennung am Altar – aus dem Übrigen bestritten in der Regel der Stifter und sein Anhang ein Festmahl.

Wünsche: Als Ares ertappt war und blamiert im Netz zappelte, fingen die Götter dröhnend zu lachen an, heißt es. Natürlich: Solche allzu menschlichen Verhältnisse kamen Spöttern, später vor allem den christlichen, genau recht. Aber Morallehren transportierte die griechische Religion eben gar nicht. Außerdem waren die Grenzen zwischen abgehobenem Intellektualismus und dem Aberglauben einfacher Leute fließend. Zwar stellten Philosophen seit der klassischen Zeit abstraktere Größen wie die Seele, das All und den Himmel als verehrungswürdig dar, dachten über Unsterblichkeit nach und vieles mehr – im Grunde sind ja alle heutigen religiösen Ideen bis hin zum Atheismus schon damals ausprobiert worden. Aber die menschlich-konkreten Bilder von Apoll oder Athena in den Tempeln blieben die gleichen, so mächtig waren sie.
SPIEGEL: Auch die Naturwissenschaft ließ den Kult nicht fraglich werden?
Wünsche: Nein, denn niemand pochte wie wir – und ebenso der Islam – auf eine durchgängige Wahrheit. Der Mythos war lebendig, er veränderte und bereicherte sich fortwährend.
SPIEGEL: Wie passen die Mysterienkulte mit ihren Geheimnissen in dieses Bild? Gab es nicht wenigstens zum Beispiel in Eleusis festgelegte Lehren?
Wünsche: Hätte es sie gegeben, dann würden wir sie vielleicht besser kennen. Erstaunlicherweise hat aber über viele Jahrhunderte niemand ausgeplaudert, worin die Einweihung bestand. Mysterienkulte bildeten eine Spielart des religiösen Denkens, eine Möglichkeit, den fernen Göttern doch etwas näher zu sein. Dieses Bedürfnis hatte sich gerade in der Zeit stark entwickelt, als die ersten religiösen Zweifel formuliert waren – ganz ähnlich wie gerade in der Aufklärung auch die Geheimbünde blühten, oder wie heute der Kirchenglaube schwächelt, aber zugleich jede Menge Esoterik angeboten wird.
SPIEGEL: Also war Religion doch auch ein Markt. Konkurrierten die lokalen Götter gegeneinander?
Wünsche: Wenn sich ein Gott als besonders mächtig erwies, wollte die Nachbarstadt nicht zurückstehen. Dann baute sie – oft an der Stelle eines früheren Heiligtums – einen neuen Tempel, der so weit wie möglich die eigene politische Identität spiegelte. In den beiden Giebelfeldern des Ägina-Tempels, für die die Glyptothek hier in München ursprünglich gebaut wurde, ist die Geschichte der örtlichen Ahnen dargestellt. Die Göttin Athena zwischen Heroen aus Ägina, die im Trojanischen Krieg gekämpft hatten: Mit solchen Bildern sicherte sich die Gemeinschaft das Anrecht auf die Hilfe der Himmlischen und demonstrierte zugleich, dass sie schon immer geholfen hatten.
SPIEGEL: Aber solcher Lokalpatriotismus funktionierte nicht überall. Die großen Heiligtümer von Olympia, Delos und Delphi waren doch internationale Pilgerzentren.
Wünsche: Ja, mindestens für alle Griechen, selbst wenn sie miteinander verfeindet waren. An diesen Orten muss es ein sehr erfahrenes Heiligtumsmanagement von hochgebildeten, diplomatisch versierten Leuten gegeben haben, das seine Macht ober-

LLOYD K. TOWNSEND JR./NATIONAL GEOGRAPHIC IMAGE COLLECTION

halb der Stammesgrenzen geschickt nutzte, vom Orakel bis zum Asylrecht …

SPIEGEL: Aber konnte das Priesteramt nicht prinzipiell jeder ausüben?

Wünsche: Allerdings; das erforderte auch nicht viel Spezialwissen. Stellen Sie sich eine heilige Handlung mal konkret vor: Nach diversen Reinigungszeremonien steht der Priester am Altar, wo wichtige Teile des Opfertiers verbrannt werden – aber das meiste isst natürlich die Gemeinde. Wenn jemand fünf Rinder opferte, war das vor allem ein großes Fest in jedem Sinne, auch eine Speiseverteilung: Fleisch gab es selten.

SPIEGEL: All das fand vor dem Tempel statt – was passierte überhaupt drinnen?

Wünsche: Gewöhnlich war der Tempel verschlossen, denn er war das Haus des Gottes, worin sein Bild und die Weihegaben standen. Wurden beim Opfer die Türen geöffnet, sahen die Gläubigen im Innern das Bild. Zumindest seit der klassischen Zeit schimmerte es vor Gold und Elfenbein; in Athen wurde für die Athena Parthenos der halbe Staatsschatz verbraucht. Vielleicht fiel gerade von Osten ein Sonnenstrahl durch die Türen, oder das Opferfeuer ließ die Statue funkeln – dann spürte man die Gegenwart des Gottes. Mitunter hörte man sogar eine Stimme. Solche Inszenierungen übten magische Wirkung aus.

SPIEGEL: Aber nur der Priester ging hinein. Wozu dann der architektonische Aufwand, zum Beispiel die Säulen ringsherum?

Wünsche: Man muss sich die Säulen in der Anfangszeit aus Holz denken, da schützte ein weit vorspringendes Dach das heilige Innere, das bloß Lehmwände hatte. Später lief obenherum zum Beispiel beim Parthenon auf der Athener Akropolis der wunderbare Panathenäen-Fries, und zwischen den Steinsäulen waren überall Weihegaben aufgestellt, bronzene und marmorne Standbilder, Schilde und Figurinen waren aufgehängt …

SPIEGEL: … ein ungeheurer Haufen Nippes.

Wünsche: Von heute aus mag das so aussehen, aber es zeigte eben die Macht des Gottes. Schon in der Antike musste man, um Platz zu schaffen, frühere Gaben abräumen; sie wurden dann vergraben. Gemeinden und Einzelne, oft Herrscher, wetteiferten um die Pracht und künstlerische Qualität ihrer Stiftungen; das hatte natürlich immer auch eine politische Seite. In Delphi oder Olympia musste man eigene Schatzhäuser bauen, so viele Weihgeschenke trafen ein. Oft wurden sie von Dichtern auch noch in Versen verherrlicht, das steigerte den Ruhm. In hellenistischer Zeit setzte dann ein regelrechter Tourismus ein. Man muss es sich mal vor Augen führen: Da schreibt Pausanias um 170 nach Christus einen Reiseführer, in dem bisweilen an Sportler vor 700 Jahren erinnert wird. Wer kennt heute noch Olympiasieger von 1924? Also, das System hat funktioniert. Wäre am Ende der Antike nicht so viel eingeschmolzen worden, wir hätten eine lückenlose Reihe solcher Weihefigürchen.

SPIEGEL: Für Museumsleute wäre das sicher ein Alptraum, für Archäologen natürlich ein Traum. Aber die gerieten doch schon in Ekstase, als sie im 19. Jahrhundert feststellten, dass Fundament und Säulen vieler klassischer Tempel unmerklich verzerrt sind, da sie so dem Auge besonders rein und erhaben erscheinen. Woher kam die Raffinesse?

Wünsche: Entscheidend war, dass griechische Künstler und Baumeister keine Originalitätssucht kannten. Gab es ein gutes Muster, baute man es nach. Das gilt für die Jünglingsstatuen wie für Tempel: Entwicklung gab es nur in winzigen Schritten, dafür sammelte sich die Erfahrung zu ungeheurer Perfektion. Nach dem Metron, dem Grundmaß, wurde ein außerordentlich präziser Bau- und Arbeitsplan entworfen. Jeder Stein war Maßarbeit; vieles wurde erst unmittelbar vor Ort zugehauen, so dass oft noch heute keine Rasierklinge dazwischenpasst. Heraus kam eine mathematisch-philosophisch-künstlerische Gesamtkomposition von hinreißender Schönheit.

SPIEGEL: Aber trotz der äußeren Ähnlichkeit gleicht kaum ein Tempel exakt dem anderen …

Wünsche: Weil Mathematik damals anders funktionierte. Für die Kurvatur zum Beispiel, die leichte Bodenerhöhung in der Mitte, fand jede Bauhütte ihren Wert. Schon viele Archäologen haben ein Gesamtsystem, einen Kanon zu finden versucht, aber aller Wahrscheinlichkeit nach hat doch jeder Tempel letztlich seine eigene, flexible Maßharmonie – wozu auch noch die Stilentwicklung während des Baus kommt, die sehr häufig zu erkennen ist.

SPIEGEL: Wurden Tempel bereits in der Antike restauriert?

Wünsche: Gewiss, allein schon der Erdbeben wegen. Normalerweise begrub man dann aus Pietät zerstörte Skulpturen und stellte ganz neue auf. Geflickt wurde erst später, im Hellenismus.

SPIEGEL: So eindrucksvoll Säulen und funkelnde Standbilder sind: Nötig hatte der einzelne Grieche, der die Götter ehren wollte, solch spektakuläre Bau- und Kunstwerke offenbar nicht. Viele Heiligtümer bestanden nur aus einem Altar im Wald, vielleicht an einer Quelle oder neben einem geweihten Baum.

Wünsche: Sicher. Aber kostbare Weihegaben ließ man doch besser an geschütztem Ort zurück – übrigens konnte man ohne weiteres eine Athena-Figur bei Apollon aufstellen; es gab sogar Hermes im Heratempel. Die Götter blieben eine heilige Sippe, vieles ließ sich machen. Entscheidend war das Opfer, und darin unterscheidet sich die griechische Religion wohl am tiefsten von unseren Vorstellungen. Der große Altphilologe Walter F. Otto erklärte um 1930 allen Ernstes, er glaube an Zeus. Darauf soll sein Freund, der Gräzist Karl Reinhardt, erwidert haben: „Dann musst du ihm auch Stiere opfern.“ Genau hier liegt der Schlüssel: Übermenschliche Mächte kann man heute wie damals spüren und von ihnen ergriffen sein, aber der Glaube der Griechen besteht im Ritus, im Tun, und das wird für uns wohl immer sein Geheimnis behalten.

SPIEGEL: Herr Professor Wünsche, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Maßlose Kolonisten

Mehrere Jahre lang vermaß der Archäologe Dieter Mertens bis ins Kleinste den dorischen Heratempel im unteritalienischen Paestum. Danach stand fest: Trotz perfekter Maße am Boden zeigt das Monument hellenischer Baukunst am Dachgesims Unstimmigkeiten von teils etlichen Zentimetern – für antike Präzision völlig ungewöhnlich. Haben die Steinmetzen des griechischen Kolonialortes gepfuscht? Arbeiteten sie zu eilig? Hatten sie keine Ahnung? Mertens weiß es noch nicht; er forscht weiter.

DIONYSOS-SCHALE
Das Innere dieser Trinkschale des Exekias (um 525 v. Chr.) zeigt die Meerfahrt des Gottes Dionysos, der die Weinrebe nach Griechenland gebracht haben soll.
Antikensammlung München

AKG